



Rheinische Blätter

Sonntag,

~ ~ ~ Nro. 20. ~ ~ ~

den 4. August 1816.

Frankreich.

Paris, vom 29. Juli. Den 30. Juni wurde zu Moudon, in dem Gasthause zum Hirsch, ein Lied gesungen, in dem der Chor sich mit: es lebe Napoleon! schließt. Die Regierung des Kantons Waadt erhielt kaum Kunde von diesem Vergehen, das auf dem Gebiete des eignen Staates war begangen worden, als sie eine außerordentliche Kommission ernannte, um die Strafbaren zu verfolgen. Das ganze Komplot, das aus drei Menschen bestand, von denen einer vorsang, die zwei Andreu aber Chorus machten, wurde entdeckt und die Verbrecher dem Gerichte übergeben. Der Vorsänger ist zu einer zweimonatlichen Gefängnißstrafe, seine Mitschuldigen aber, die den Rundreim kräftig wiederholt hatten, sind zum Verhaft von einem Monat verdammt worden. Die Kosten trägt die Gesellschaft gemeinschaftlich.

— Das Besuch des Generals Meuton-Duvernet um eine Revision des gegen ihn ausgesprochenen Todesurtheils wurde verworfen. Den 26., Morgens 6 Uhr, hatte die Vollziehung desselben statt.

— Hier ereignete sich kürzlich ein merkwürdiges Naturwunder: »Ein Buttner spaltet ein Scheit Holz, um Faßdauben daraus zu machen. Wie erstaunt er, als er im Innern des Holzes eine vollkommen gezeichnete Lilie ent-

deckt, die das Beil bloß gestreift, übrigens aber ganz respektirt hatte! Vier Grenadiere von der 11. Legion, die zufällig dabei standen, ganz erstaunt, mit welcher Kunst die Vorsehung dieses allen Franzosen schon längst theure Zeichen an einem so versteckten Orte entdeckt hatte, kauften dies kostbare Stück Holz, und machten dem Museum der Naturgeschichte ein Geschenk damit. Gedachte Grenadiere bezeugen diese Wundergeschichte in der Quotidienne mit ihrer Namensunterschrift.«

— Die Beispiele des Selbstmordes vermehren sich in Frankreich, den Niederlanden, Dänemark u. auf eine schauerhafte Weise. Nach der Quotidienne ist die Revolution auch daran Schuld, besonders aber Helvetius, Diderot und andere Neuerer, deren falsche Philosophie alle unsere Uebel vorbereitete. Indes hat ein deutscher Litterator, Namens Göthe, durch seinen im Jahr 1787 herausgegebenen Roman »Werther«, wohl mehr als Jemand sonst zur Verbreitung der traurigen Lehre von Verachtung des Lebens beigetragen — sagt die Quotidienne!

England.

London, vom 24. Juli. Ein Offizier von der Flotte des Admirals Exmouth hat einen Brief nach London geschrieben, in dem man folgende Stelle bemerkt: »Den ver-

gangenen Sommer war ich in Algier; es ist eine sehr große Stadt, die über 100,000 Einwohner zählt. Die Häuser sind alle von Holz und hängen durch Balken zusammen, so daß eine kleine Zahl Congreve'scher Raketen hinreicht, um die ganze Stadt in Asche zu legen. Nehmen die Algierer unsre Vorschläge nicht an, von denen die Abschaffung der Sklaverei der Christen der erste ist, dann bleibt es unser fester Entschluß, ihre Flotte und Stadt zu verbrennen. Auf einen kräftigen Widerstand können wir uns gefaßt machen; denn die Algierer sind nicht wie die meisten Europäer, die auf dieser Welt nichts kennen als ihre theure Person und Habe und Nahrung. Sie glauben, daß Jeder, der im Kampfe gegen die Christen fällt, auf dem nächsten Wege zum Paradies gelangt. «

— Diesen Nachmittag ist Lord Exmouth mit seiner Flotte von Portsmouth gegen Algier abgesehelt.

— Am letzten Sonntag war, in allen Kirchen dieser Stadt, ein allgemeines Gebet um gutes Wetter.

Brief des Herzogs von Otranto an den Herzog von Wellington.

(Fortsetzung.)

Hätte ich persönliche Absichten gehabt, dann würde ich den edlen Kern der Armee eher entflammt als gedämpft haben; man hätte mich nicht schaudern gesehen bei dem Gedanken an die Trümmer und das Blut, die Paris bedeckt haben würden; bei dieser Partei hatte der Ehrgeiz doch einige Aussichten; bei der, welche ich ergriffen habe, kann man nur den Entschluß eines rechtschaffnen Mannes sehen. Auch begreift man, daß ein gemeiner Ehrgeiz befriedigt seyn konnte, wenn er unter der Bedingung zum Ministerium gelangte, daß er das gelehrige Werkzeug einer Faction würde; aber auf der Höhe, wo mein Selbstgefühl und die öffentliche Achtung mich hingestellt haben, konnte die erste Bedingung meiner Dienste wohl eine andre seyn als das Nationalinteresse? Man gebe sich die Mühe den Brief noch einmal zu lesen, den ich an den König nach St. Denis in dem Augenblick geschrieben habe, wo ich das Ministerium annahm; er wurde in dem *Moniteur* abgedruckt; habe ich meinen Grundsätzen etwas vergeben? Gewährt meine Sprache einer Partei die Hoffnung, daß ich sie würde siegreich herrschen lassen? Man beliebe die Worte und Handlungen meines Lebens zu beurtheilen, nicht in dem man eine Zeit mit einer andern vergleicht, sondern nach dem, was man in der Zeit um mich gethan und gesprochen hat, wo ich handelte und sprach. Konnte ich die Ereignisse nicht beherrschen, so bin ich doch

wenigstens sicher, alles aufgeboten zu haben, um ihren verheerenden Lauf zu brechen. Sah man mich nicht immer zwischen den Unterdrückern und den Unterdrückten? Uebrigens will ich mich nicht edelmüthiger machen, als ich bin: die Erfahrung hat mich frühe gelehrt, daß man gewöhnlich im Unglück weiser ist als im Glück.

Ich stehe zwischen einer Partei, die mir es zum Vorwurfe macht, daß ich dem Könige, und einer andern, die es als ein Verbrechen ansieht, daß ich Napoleon gedient habe. Die letztere erinnert sich nicht mehr, daß sie ihn um so weniger fürchtete, je näher ich ihm stand. Welche Sprache führte ich gegen ihn bei seiner Rückkehr von der Insel Elba? Ich habe ihn beschworen, die Nation nicht durch eitle Amnistien herabzuwürdigen; ich habe nicht aufgehört, ihm zu wiederholen, er müsse alles vergessen.

Meine ministerielle Laufbahn hat nur eine Sache bewiesen, daß nämlich die Pflichten gegen das Vaterland bei mir immer den ersten Rang behaupteten. Nur der Günst der Nation hatte ich es zu verdanken, daß ich unter den verschiedenen Regierungen, die sich abgelöst haben, und die untergingen, weil sie, ich wage es zu sagen, die Wahrheit von sich stießen, die ich den Muth besaß, ihnen zu zeigen, zu den Geschäften berufen ward. Ich war betroffen, als man mich anklagte, ich hätte den König über die Liebe seines Volkes getäuscht. Welche ungeheure Schmeichelei, es zu wagen, einen aufgeklärten Fürsten zu versichern, nach einer fünf und zwanzigjährigen Abwesenheit sey er auf einmal der Gegenstand der Liebe eines Volkes geworden, dessen erneuerte Generationen in Leidenschaften und Maximen erzogen wurden, die der Liebe zu den Bourbonen so durchaus entgegen waren! Welche Unverschämtheit, eine solche Sprache zu führen, wenn man Zeuge war von dem, was sich bei dem Einzuge Napoleons in Paris, bei seiner Rückkehr von der Insel Elba zutrug, da die Bourbonen nicht einen Zufluchtsort in Frankreich finden konnten! Wahrhaftig, ich hatte keinen Meineid im Sinne, als ich den König ersuchte, die Gemüther durch den Glauben an Sicherheit zu beruhigen; es war das einzige Mittel, dem Staate Festigkeit und dem Throne Dauer zu geben. Die Verzeihung machte einen Theil der Gerechtigkeit aus; wer weiß in unsern Tagen nicht, daß die politischen Krisen keineswegs das Resultat von Kombinationen und das Werk einiger Individuen sind, und daß sie alles in ihrer Sphäre, die sie bewegen, mit sich fortreißen?

Die Toleranz hat Inkonvenienzen, aber gestatteten die verwickelten Ereignisse und die so eben erst abgeschlossene Ka-

pitulation ein andres System? Jede Maasregel der Strenge nach den Proklamationen des Königs schien ein Verrath an seinem gegebenen Worte. Man konnte auf nichts mehr zählen, erlebte der Vertrag von Ghistern nicht den folgenden Tag. In welchem Augenblick war es je nöthiger, daß Jedermann das Bewußtseyn habe, das Wort des Königs sey heilig und unverletzlich? Der geringste Anschein einer Abweichung von seinen Verpflichtungen beleidigte jedes Gefühl; der furchtbare Verdacht betrogen worden zu seyn, kehrte aufs neue in alle Gemüther zurück, und das Vertrauen verlor sich allenthalben und auf immer. Alles, was der König that, mußte edelmüthig und regelmäßig seyn; eine einzige willkürliche Handlung bildete eine gefährliche Opposition; wie bestrafen? auf welche Art Schranken setzen? und setzte man keine, wo sollten die Besorgnisse aufhören? Eine gänzliche und unbedingte Amnistie war nöthig, weil man ohne die größten Nachteile nicht bestrafen konnte. Gleichwohl entfernte ich alle Menschen von Paris, deren Gegenwart hätte anstößig seyn können. Ich ließ ihnen Pässe, und mehreren sogar, ich gestehe es, die Mittel geben, sich zu entfernen, die ihnen fehlten. Diese Maasregel befriedigte nicht; das Unglück klärt nicht immer auf, man konnte die Möglichkeit nicht begreifen, ohne eine Proscriptionsliste zu regieren; damals, wie jetzt, wollte Jeder seinen Feind auf dieselbe setzen. Das Ministerium ließ nur die Namen darauf stehen, die es nicht entfernen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

An einen Frankfurter Freund.

I.

Den 3. August 1816.

Ich habe mir Ihren bitteren Tadel zugezogen, mein Verehrtester, wegen einigen Aeußerungen in den Rheinischen Blättern; und da ich Sie sehr achte, so ist mir natürlich daran gelegen, daß Sie mich wieder achten, und ich möchte Ihnen wenigstens nicht strafbarer erscheinen, als ich wirklich bin. Was der Pöbel von uns denkt, mag uns ziemlich gleichgültig seyn; aber wer einigen Werth in sich fühlt, wünscht, daß er auch anerkannt werde von denen, die Werth haben. Sie nehmen mir es übel, daß ich an Ihrer neuen Verfassung manches auszusetzen habe, und wollen die Fehler in mir, nicht aber in dieser finden. Das gebe ich mit Vergnügen zu, doch erst nach einiger Untersuchung; und Sie dürfen meiner Versicherung glauben, daß ich das Unrecht lieber auf meiner Seite, als auf der ihrer Verfassung sehen würde, weil dann die Folgen ungleich weniger gefährlich wären.

Daß durch die Prüfung Ihrer Konstitution Zwietracht genährt werde, wie Sie versichern (No. 17. der Rheinischen Blätter), ist kaum zu glauben, weil die Zwietracht, das heißt die getheilte Meinung von Ihrer Stadt ausgegangen ist in die Blätter, die Sie tadeln, nicht aber von diesen in jene. Uebrigens wird, wenn Sie es in diesem Sinne nehmen, durch jeden Widerspruch der Widerstreit geweckt und genährt, und die Einheit und Einigkeit durch unbedingtes Beistimmen, nach beliebiger Rathsherrn Art, am sichersten erhalten. Nach meiner Ansicht ist aber eine Wahrheit, die nicht angefochten werden darf, so wenig eine, als eine unangefochtene Tugend eine solche ist. Wie darf sich Jemand rühmen, nicht käuflich zu seyn, wenn nichts auf ihn geboten wird? Daß der Wahrheit und Gerechtigkeit mit dieser gefälligen Zustimmung gedient sey, glauben Sie wohl selbst nicht; denn soll in dieser Welt jedes Ding sich in gemessenen Schranken halten, dann braucht die Kraft eine Gegenkraft, und der Mensch muß in seinem Willen und Handeln einen Hüter haben, um sich nicht unbewacht der Willkühr oder der Trägheit, seinen beiden Erbfeinden, zu überlassen. Daß Sie in Ihrer Verfassung eine Familienangelegenheit schlichten, in die es keinem Fremden geziemend sich zu mischen, ist doch nur eine Redensart, in der die hinkende Aehnlichkeit verführen soll. In gewisser Beziehung ist freilich jeder Staat ein großes Hauswesen; aber alle Welt mischt sich doch in solche Familienangelegenheiten der Türken, Engländer und Franzosen, ohne daß es diese Völker ungeschicklich fänden. Warum sollte bei Frankfurt allein eine öffentliche Sache nicht öffentlich verhandelt werden? Daß Ihre Leute die Sache so gut, und besser noch als Andre verstehen, will ich gelten lassen; doch muß es bei einem Theil derselben an Einsicht oder gutem Willen fehlen, weil er mit dem andern in unverträglichem Widerspruche sich befindet, den die wiederholten Protestationen wohl außer Zweifel setzen. Der Streit besteht also, und wie ich glaube, ohne fremden Einfluß. Der Gegenstand des Streites ist eine öffentliche Sache, also auch einer öffentlichen Prüfung unterworfen; und da es zwei Parteien, eine drückende und eine gedrückte, oder doch eine zufriedene und eine mißvergnügte giebt, und mit Recht und Anstand Niemand Richter seyn kann in der eignen Sache, so mögen die öffentlichen Blätter einstweilen plädiren oder mundrecht, bis vom kompetenten Richter entschieden ward, was Rechtens ist.

Daß klug und dumm durcheinander geredet wird, wo Viele sprechen, ist unvermeidlich; aber es muß Jedem erlaubt seyn zu sagen, was er denkt, auf seine Gefahr und Rechnung,

daß es als gescheidt gebilligt, oder als einfältig getadelt werde. Oder sollten nur die reden, die von der Richtigkeit ihrer Einsicht die beste Meinung haben? dann würden wir sicher nicht das Beste hören und eher den ganzen gefüllten Marktplatz von Athen, als Sokrates und Plato. Lassen wir also, da es doch nicht anders zu vermitteln ist, Jeden sprechen, der sich dazu berufen fühlt, mag sein Beruf nun wirklich oder eingebildet seyn, und gönnen wir Allen ein Recht, daß Jeder für sich in Anspruch nimmt. In der weitesten Schöpfung Gottes ist Mannigfaltigkeit, und jedes Wesen vom hohen Aether bis in die Tiefe des Meeres freuet sich seines Daseyns nach seiner Weise. Der Mensch allein will nur Eine Weise gelten lassen, und nur Eine Stimme hören, nämlich die seinige. Es ist die größte aller Künste geworden, in der moralischen, und oft auch in der physischen Welt, das gestörte Gleichgewicht wieder herzustellen. Die Mühe könnten wir uns sparen, wenn wir und die nicht geben wollten, es zu stören. Nichts befestigt mehr die Herrschaft des Gesetzes, als Freiheit. Diese große Wahrheit wird von Wenigen verstanden.

Obgleich ich nun, mein lieber alter Freund, über Ihre Verfassung anders denke, als Sie und die Ihrigen, so wünsche ich doch mit Ihnen und dem gemeinen Wesen Ihrer Stadt im besten Einverständnisse zu leben; ich habe auf diese so wenig als auf Sie selbst, das weiß Gott, einen Zahn, und liebe und achte bei Ihnen alle brave Leute, von denen ich sogar manche persönlich kenne und verehere. Aber muß man denn einem Menschen, den man schätzt, äußerlich Recht geben, wenn man ihm innerlich Unrecht giebt? Das ist meine Ansicht nicht; ich halte erst den für meinen Freund, der es in dem Grade zu seyn vermag, daß er mir auch die Wahrheit sagt, wo sie schmerzt; und wer das nicht erträgt, der mag sich Schmeichler, nur keine Freunde suchen. Warum sollte ich Sie und die Ihrigen nicht lieben können, weil wir über eine Staats- oder Stadtverfassung verschieden denken? Schätzen wir doch auch unsern Virgil und Cicero nicht auf gleiche Weise, da Sie das herrliche Latein besticht, mich aber oft die Charaktere und Menschen ärgern. Fern von uns bleibe das anmaßende exklusive Volk, es nenne sich Royalisten, Republikaner, Pietisten, Kantianer, Atheisten, Juden oder Türken! Das beschränkte Festhalten an einem Kleide oder Namen ist mir zuwider. Brav oder schlecht, wahr oder falsch, gut oder böß; das ist die Frage, es stecke nur in einem Flaus, im Frack, im Bettstein, in altdeut-

scher Tracht, im Purpurmantel oder in der Kutte. Das Treffliche lassen Sie uns lieben, und uns aneignen als verwandt, wo es sich auch findet, unter den Russen oder Briten, bei den Polarkreisen, oder unter der Linie, und das Verworfenne lassen Sie uns hassen und das Dumme meiden, es wohne nun im Deutsch- oder Franzthum! Ich weiß wohl, daß dies bei den Rechtgläubigen der gegenwärtig herrschenden Kirche eine Kezerei ist; nun gut, so bleibe ich, wenn es nicht anders seyn kann, aus der Versammlung der unduldsamen Gemeinde, und stelle mich zu meinen Andachtsübungen unter die große Rotunda, in das weite Pantheon, das Gott selbst mit ewigen Sonnen beleuchtet, und wo auch Moses und Lykurg, Sokrates, Phocion, die Scipionen, Konfucius, Zoroaster, Washington, Montesquieu, Luther, Erasmus und Rousseau Platz fanden, um zu beten. Ich liebe die exklusiven Menschen nicht, mögen sie nun ihre Lehre von Kathedern, Volkstribunen oder Kanzeln predigen. Dasselbe gilt von exklusiven Ständen. Wer den Menschen in und außer sich nicht ehrt, ist ein Verworfenner, weiß Standes und Glaubens er auch sey. Vor aller weitem Erörterung Ihre Verfassung betreffend, muß ich Ihnen aber noch bemerken, daß Sie mich in Ihrem Briefe vom 27. Juli bößlicher Weise unrichtig zitiert haben; und ein solches Zitat ist, auch absichtlich, bei Gelehrten schon ein schweres Vergehen. Sie lassen mich sagen, die Frankfurter Konstitution sey in ihrem ganzen Wesen aristokratisch, da ich doch bescheiden äußerte, ich fände sie in ihrer ganzen Tendenz aristokratisch. Dieses so abgenutzten Kunstgriff der Verkezerer hätte ich doch Ihre Ehrlichkeit nicht fähig geglaubt. Es gehört zu den alten Taschenspielerkünsten gewisser Kritiker und Rezensenten, der Aeußerung eines ehrlichen Kerls eine fremde unterzuschieben, und ihn Dinge sagen zu lassen, an die er in seinem ganzen Leben nicht gedacht hat, um ihn desto leichter und nachdrücklicher zurechtzuweisen. Da legen sie einem ein Guguksei ins Nest, und rufen alle Welt herbei, und sagen: Ist der Vogel nicht ein Guguk? Seht nur das Ei!

Dieser erste Brief ist als Einleitung etwas groß, wie ich mit einem Blicke auf denselben sehe. Das könnte ihn als den Vater einer gesegneten Nachkommenschaft ankündigen. Aber lassen Sie es sich nicht bange werden, nächstens komme ich zur Sache, sind wir nur erst über einige wichtige Präliminarien einig. Und somit vale!